

**Mein Weg und die Volksoboen: zwischen Tradition und Globalisierung\*.**

Vortrag von Heinz Stefan Herzka für Céret (F), Sept. 2005

---

Herr Bürgermeister,  
Geschätzte Stadtratsmitglieder,  
Geschätzte Organisatoren der Deutschfranzösischen Woche und dieser Ausstellung,  
Meine Damen und Herren,

Meine Frau und ich danken Ihnen für die Ehre und das Zeichen der Freundschaft, die Sie uns mit dieser Ausstellung und der Einladung zu diesem Vortrag erweisen. Die Verbindung zu Céret haben die Musikinstrumente aus aller Welt geschaffen, vor allem die Volksoboen, die uns von Musikern und Instrumentenmachern in vier Erdteilen anvertraut wurden und die nun in Céret eine Heimat gefunden haben, zusammen mit den dazu gehörigen Tondokumenten, Objekten, Büchern, Textilien und Schmuckgegenständen (ich werde im folgenden zur Vereinfachung nur von „Oboen“ sprechen, es sind aber immer Volksoboen gemeint, die in der Spielpraxis manchmal auch durch Volksklarinetten ersetzt werden können). Alles, was man unsere Sammlung nennt, ist Teil eines internationalen Kulturerbes. Musikinstrumente haben als Kulturerbe der Menschheit weit weniger Aufmerksamkeit erhalten, als beispielsweise Gebäude, Landschaften, Bilder, Skulpturen oder Bücher. Und bis heute ist die führende Rolle, welche die Volksoboen in der Kultur- Musik- und Sozialgeschichte zahlreicher Völker seit der frühen Antike spielten und zum Teil heute noch spielen nicht entsprechend gewürdigt worden. Das Projekt diesem Thema ein eigenes Haus zu widmen ist somit eine Rehabilitation von internationaler Bedeutung. Sie erfolgt zu einem Zeitpunkt, in dem diese Musikkulturen in vielen Teilen der Welt aussterben drohen.

Musikinstrumente benötigen ein Umfeld, das ihnen entspricht. Hier in Céret ist für sie aus mehreren Gründen ein idealer Heimatboden. Katalonien zählt zu den wenigen europäischen Regionen, welche nicht nur die historische Bedeutung der Volksoboen schätzen, son-

dern sie auch in lebendigem Gebrauch halten, sei es als Xirimia, Dulzeina, Tibia oder Tiple. Im anschliessenden Occitanien erlebt die Oboe ebenso eine Renaissance wie in verschiedenen nordspanischen Provinzen. Der Süden Frankreichs und Katalonien haben in den Erneuerungsbewegungen regionaler Traditionen und im Widerstand gegen die kulturelle Gleichschaltung durch den Faschismus eine zentrale Rolle gespielt. Geht man zu den frühesten Anfängen zurück, so haben zweifellos in den nordspanischen und südfranzösischen Regionen Oboeninstrumente schon zur Zeit der griechischen und römischen Antike geklungen. Und schließlich haben Oboeninstrumente auch Troubadours und Ministrals auf ihren Wanderungen begleitet, welche die europäische Musik begründet haben. In den Tälern der Pyrenäen konnten die Oboen auch den Verfolgungen standhalten, denen sie als sinnliche und erregende Instrumente immer wieder ausgesetzt waren.

Sie haben mich eingeladen auch von mir als Person zu erzählen und ich werde dem Folge leisten, obwohl die sogenannte „Sammlung“ das gemeinsame Ergebnis meiner Frau und mir ist, und unsere Personen in dieser Sache als Vermittler nur eine zweitrangige Rolle spielen.

Meine Generation, das sind die Enkel von Großeltern, die, im 19. Jahrhundert geboren, noch stark in den lokalen Traditionen, mit alten Wiegenliedern und Melodien und mit solidem Handwerk lebten und für die Auto, Telefon, Radio und Eisenbahn Neuheiten waren. Gleichzeitig sind wir die Großeltern unserer Enkel, welche in einer eng vernetzten, computerisierten Welt leben werden. Ob die von der Globalisierung umgestaltete Welt für unsere Enkel und Nachkommen ein sehr uniformes, gleichförmiges Disneyland sein wird, oder eine lebendige Vielfalt, in der sich verschiedene Traditionen und kulturelle Differenzen gegenseitig unterstützen und ergänzen, hängt davon ab, ob unsere Generation das kulturelle Erbe sichern und weitergeben kann. Wir können die Brücke in der Mitte von 5 Generationen bilden, eine Brücke über welche die Traditionen aus dem 19. in das 21. Jahrhundert und darüber hinaus wandern können und die Modernisierung und Globalisierung differenzieren und bereichern.

Tradition wird vor allem von den Grosseltern weitergegeben. Meine Grosseltern wurden in Wien und in Bratislava geboren. Beide Städte gehörten damals zur habsburgischen Monarchie, die unterschiedliche Länder, Sprachen und Völker umfasste. Bis ins zwanzigste Jahrhundert waren solche Grossreiche, die es seit der Antike gab, Vorstufen der Mondialisati-

on, wie wir sie heute erleben, also partielle Globalisierungen. Nur mit meiner Grossmutter mütterlicherseits konnte ich längere Zeit zusammen leben. Sie war eine sehr kleine, schwächliche, seelisch sensible, aber auch starke Frau, die sieben Kinder hatte und vor der Emigration einen gastfreundlichen Haushalt mit Dienstmädchen in der Wiener Altstadt führte. Als Tochter eines Religionslehrers war ihr die Tradition selbstverständlich. Sie sang traditionelle Lieder und alte Schlager oder Teile aus Operetten, schrieb gerne kleine Gedichte zu Familienfesten, kochte traditionelle Gerichte der alten Wiener Küche und kannte das wahre Rezept der berühmten Sachertorte, einer speziellen Wiener Schokoladentorte. Ihr Mann war als Beamter der Gemeinde für seine Unbestechlichkeit bekannt. Selbst die religiöse Tradition befolgend und voller Respekt für den Kaiser Franz Josef, war er trotzdem sehr liberal, vor allem seinen Kindern gegenüber. Er starb 1939, kurz nach unserer Emigration in die Schweiz. Meine Grosseltern väterlicherseits starben vor meiner Geburt. Mein Vater war das jüngste Kind und ein Nachzügler. Seine Familie besass eine Werkstatt und ein Geschäft für Schmuck, das wahrscheinlich in der grossen Wirtschaftskrise der Zwanzigerjahre des letzten Jahrhunderts aufgelöst wurde.

Welchen Einfluss könnten diese Wurzeln auf mich im Hinblick auf unsere Reisen auf den Spuren der Oboen gehabt haben? Vielleicht geht das Interesse für verschiedenen Kulturen schon auf die unterschiedlichen Ursprünge zurück, denen ich entstamme, heute repräsentiert durch mindestens drei Länder: Österreich, Ungarn, Slowakei. Vielleicht habe ich auf den Reisen zu den Musikinstrumenten etwas von der verlorenen Welt meiner Grosseltern gefunden, zu der auch die Klezmermusik gehörte, die ursprünglich Oboenmusik war? Vielleicht hat mich die Rolle, welche die Oboen in vielen Ländern als religiöses Instrument spielt (- bei uns sind sie die Vorgänger der Orgel -) an die Spiritualität erinnert, welche meiner Grossmutter eigen war. Ziemlich sicher ist durch meinen Vater aus der Werkstatt meines Grossvaters das Interesse am authentischen Handwerk übermittelt worden, das bei der Herstellung der Volksoboen eine grosse Rolle spielt.

Meine Eltern waren 36 Jahre alt, als ich geboren wurde. Das waren damals „alte Eltern“. Das Kaiserreich war längst verschwunden, jedoch schrieb meine Mutter Kindheitserinnerungen, in denen die Atmosphäre ihrer Kindheit festgehalten ist. Sie gehörte zur ersten Generation jener Frauen, die sich mit Hilfe eines Studiums emanzipierten. Sie wurde Lehrerin für Französisch, Psychologin und Psychotherapeutin. Sie nahm als Studentin aktiv an der Entstehung der Psychologie und Psychotherapie im Wien der 20er Jahre teil. In ihren

Tagebüchern schreibt sie wiederholt über Konflikte zwischen ihrem Beruf und ihren Liebesbeziehungen. 1995 hat eine Mitarbeiterin von mir ihre Biografie veröffentlicht. Meine Mutter starb, als ich 18 Jahre alt war. Aber dass ich Kinderarzt und Kinderpsychiater wurde, geht auf ihren Einfluss zurück. Sie hatte ein Augenleiden, sodass sie sich das meiste vorlesen lassen musste und wenn mein Vater ihr vorlas, so hörte ich schon als junges Kind die kulturellen und psychologischen Texte mit. Auch die Freude an der Sprache, an kulturellen Themen und am Schreiben habe ich geerbt und in meiner Erziehung mitbekommen. Ohne diese Interessen hätte ich auch kein Buch über die „Schalmeien der Welt“ geschrieben. Mein Vater, musste mit 17 Jahren als Soldat in den ersten Weltkrieg und überlebte, da er rasch in serbische Kriegsgefangenschaft geriet. Er war sehr an gesellschaftlichen Fragen interessiert, hatte Nationalökonomie studiert und lernte in der Emigration verschiedenen Handwerke, wie Schreinerei und Buchbinden. Er hat mir als Kind im Exil Spielsachen gemacht, die dann wohl auch ein Grund dafür waren, dass sich meine erste Publikation als Kinderarzt mit Spielmaterial für gesunde und behinderte Kinder befasste.

Im Jahr 1935, in dem ich in Wien geboren wurde, wurden von den Nazis die Nürnberger Rassengesetze erlassen. Aus heutiger Sicht ist die Machtergreifung des Nationalsozialismus eine kontinuierliche und lange Geschichte und der Rassismus in Österreich ist noch viel älter. Dennoch glaubten meine Eltern, wie viele anderen Menschen, damals nicht, dass sich Hitler an der Macht halten, Europa verwüsten, Menschenrechtsverbrechen begehen und die kulturelle Entwicklung um Jahrzehnte zurückwerfen werde. Als wir 1938, wenige Tage nach dem Anschluss Österreichs an Nazideutschland mit einigen Koffern unsere Wohnung in Wien verliessen, meinten alle, es werde eine Abwesenheit von einigen Wochen, höchstens Monaten sein. Es wurde eine Auswanderung für immer.

Zu meinen ersten Kindheitserinnerungen gehört ein Erlebnis, dass auch eine spätere Phantasie sein könnte: ich sehe mich als kleines Kind in der Nähe eine Tribüne auf der viele Menschen stehen und die Hand zum Hitlergruss erheben. Ich selbst stehe zwischen der Tribüne und meinen Eltern, und möchte auch die Hand heben. Gleichzeitig meine ich zu spüren, wie dies meinen Eltern nicht recht ist, wie sie sich aber auch nicht getrauen, mich davon abzuhalten. Wenn ich dies wirklich so erlebt habe, so muss dies aus Anlass einer militärischen Demonstration zur Zeit des Anschlusses gewesen sein. Die nächste Erinnerung ist der unbestimmte Eindruck von einem grauen Bahnsteig und Bahnschienen, verbunden mit einem dumpfen Gefühl von Spannung und etwas Angst. Ich meine, es handelt

sich um den Grenzbahnhof, als wir in die Schweiz kamen. Wir reisten zu Freunden im kleinen Bergdorf Amden, das etwa zwei Autostunden von Zürich entfernt liegt. In Amden hatte Anfang des Jahrhunderts – also lange vor unserer Ankunft- ein Österreicher namens Josua Klein das Projekt einer Lebensgemeinschaft verwirklichen wollen, in welchem sich spirituelle Ideen und freie Lebensformen verbanden, ein Projekt wie es später in verschiedenen Alternativgruppen- etwa den Hippies, oder der Lebensgemeinschaft von Esalen in den U.S.A. in ähnlicher Form wieder auftauchte. Das Projekt scheiterte, aber es blieben einige wenige Leute in Amden zurück, die meine Mutter kannte, und die ein Anknüpfungspunkt waren. Dazu gehörte auch ein gewisser Manfred Bayer, ein Laientheologe, der sich in vielen Aufsätzen mit der Struktur der Kirche auseinandersetzte. Einer der Lehrer und Freunde meiner Mutter, Oskar Ewald war ein Wiener Religionsphilosoph, der auch in Amden vorbei kam; später entwickelten meine Eltern Beziehungen zu Leonhard Ragaz, dem bedeutenden Schweizer Vorläufer dessen, was wir heute in Lateinamerika als Befreiungstheologie kennen. Meine Erziehung war von klein auf von der Gleichwertigkeit von jüdischer und christlicher Religion geprägt, wobei die Botschaft der sozialen Gerechtigkeit im Vordergrund stand. Später kamen andere Weltreligionen wie der Buddhismus dazu, für den sich meine Mutter interessierte, insbesondere auch durch die Politik Gandhis. Das ich schon als Kind mit religiösen und spirituellen Fragen in Kontakt gebracht wurde, hat dazu geführt, dass sich meine zweite Publikation mit den Geschichten der Bibel auseinandersetzte, die sich mit Kindern und familiären Beziehungen befassen. Dabei ging es mir um den Nachweis, dass viele unserer Auffassungen und Werte, die auch in der modernen Psychologie gelten, wie beispielsweise die Rolle welche die Mutter oder der Vater für ein Kind spielen, oder die Konflikte zwischen Geschwistern, in der Bibel zum ersten mal verankert sind. Andere Quellen westlicher Kultur, wie die griechische und römische Mythologie, kennen diese Rollen und Werte nicht in der gleichen Weise. Das soziale Interesse meiner Eltern und meine eigenen Erfahrungen mit verschiedensten sozialen Milieus und Schichten in der Emigration, wurden bei unseren Recherchen wichtige Faktoren für das Interesse an der Sozial- und Kulturgeschichte der Volksmusiker und für die Kommunikation mit ihnen.

Wir kamen aus der Weltstadt Wien. Meine Eltern lebten in einem Umfeld fortschrittlich denkender und engagierter Menschen, in einer Zeit, in der sich in der Kunst das Bauhaus oder der Kubismus entwickelten, die Avantgarde Theater und die Musik erneuerte und in der Erziehung die Reformpädagogik sowie das soziale Engagement auf der Tagesordnung

waren . In Wien fand 1926 auch der erste paneuropäische Kongress statt, als Auftakt zur viel späteren europäischen Union. Die Vorstellung eines „Weltbürgers“ war bereits in meiner Familie geläufig. Das kleine Schweizer Bergdorf, in das wir kamen, war für mich und meine Eltern eine sehr andere Welt war. Wir wohnten im Haus des Schreiners am Eingang des Dorfes, wo mein Vater, der als Immigrant Arbeitsverbot hatte, freiwillig arbeitete. Der Geruch von Holz und Leim sind mir bis heute vertraut. Schräg gegenüber unserer Wohnung hatte ein Drechsler sein Atelier, wo mein Vater und ich uns ab und zu aufhielten und wo die Puppenköpfe für unser Handpuppentheater gedrechselt wurden. Daher war mir die Arbeit des Drechselns vertraut, die wir auf unseren späteren Reisen überall antrafen, wo Oboen hergestellt wurden. In Südindien, in einer Gegend ohne elektrischen Strom, ist die Drechselmaschine noch heute eine Holzkonstruktion, die von einem Arbeiter mit Händen und Füßen angetrieben wird, während der Meister dem Instrument die Form gibt. Neben unserer Amdener Wohnung war der Ziegenstall und in den Räumen hingen Fliegenfänger, an denen die Fliegen kleben blieben. Ihr allmählicher Tod, tat mir weh, aber ich vermochte ihnen nicht zu helfen. Die Toilette war das grosse Loch, wo man aufpassen musste, nicht hineinzufallen. Im Winter lag hoher Schnee und ich lernte mit den Bauernkindern Ski fahren, nicht elegant, aber stabil. Meine Eltern liebten die Natur und wir machten grosse Bergwanderungen. In dieser Zeit in Amden habe ich gelernt die Menschen zu schätzen, die von ihrer Hände Arbeit leben. Ein starker Eindruck waren die langen Diskussionen meiner Eltern, die wichtigen Briefe die sie schrieben und die Nachrichten aus dem heiseren Radio. Die Diskussionen und die Briefe galten den Bemühungen, meine Grossmutter und die Geschwister meiner Mutter in die Schweiz zu holen und ihnen das Leben zu retten. Man musste Freunde in der Schweiz finden, ins Ausland chiffrierte Briefe senden, die nur die Verwandten verstanden, und immer wieder an die Behörden gelangen. Denn man war in der Schweiz nur provisorisch geduldet und selbst von Ausweisung bedroht. Einer meiner Onkel war in Österreich bereits einige Monate in einem Konzentrationslager der Nazis gefangen gehalten worden, entkam aber dann nach England. Meine Grossmutter und zwei Brüder konnten zu Kriegsbeginn in die Schweiz nachkommen. Ein weiterer Bruder und ihre Schwester flohen nach Südfrankreich. Die Pyrenäen, die „Portes de la liberté“ (\*) im zweiten Weltkrieg, wären auch ihr späterer Fluchtweg gewesen, wäre es meiner Mutter nicht gelungen, auch Ihnen in den späteren Kriegsjahren den Weg in die Schweiz zu ermöglichen.

Als ich gut 7 Jahre alt war konnten wir in die Stadt Zürich ziehen. Wir wohnten in einem Vorort, wo es eine starke Gruppe Schweizer Frontisten gab, die den Anschluss der Schweiz an Nazideutschland vorbereiteten. 1944 wurden wir einmal mehr ausgewiesen und tauchten auf einer langen Wanderung durch die Schweizer Berge unter, bis wir in der Stadt Genf Aufnahme fanden. Ich musste in meinem 10.Lebensjahr von einem Tag auf den andern französisch sprechen. Nach Kriegsende zogen wir wieder in die Nähe von Zürich. Meine Mutter war mit 46 Jahren nochmals schwanger geworden. Meine kleine Schwester Ines Katrin kam gesund zur Welt, starb aber plötzlich mit drei Monaten. In dieser Zeit erlitt meine Mutter einen ersten Hirnschlag. Später folgten weitere Symptome einer nicht genau geklärten Durchblutungsstörung des Gehirns, an der sie 1953 starb.

Auch nach Kriegsende bestand in der Schweiz noch ein Arbeitsverbot für Ausländer und die Regierung tat alles um die Flüchtlinge zur Ausreise zu motivieren. Während, aber auch noch Jahre nach der Emigration lebten wir infolge des Arbeitsverbotes in ärmlichen Verhältnissen und waren auf Unterstützung von sozialen Institutionen und Freunden angewiesen. Aber Hunger litten wir nie, auch wenn es in den Kriegsjahren manchmal nur altes Brot gab, das wir auf der Herdplatte toasteten, mit etwas flüssigem Fett beträufelten und mit Knoblauch einrieben. Auch dass ich als Kind fast nur bereits getragene Kleider, gebrauchte Bücher und Spielsachen erhielt, wir nie Geld hatten für ein Restaurant oder Reisen und oft nicht wussten, wie wir den Wohnungszins zahlen sollten, hat mich nie übermässig belastet, vermutlich weil es damals und später in meinem Leben immer Wichtigeres, Schwieriges oder Schönes gab, als den Konsum. Aber vielleicht war die grosse Lust und Neugier für unsere Reisen auf den Spuren der Oboen, auf andere Länder und Kulturen, zum Teil auch eine späte Reaktion, auf die Unmöglichkeit frei zu reisen, in der ich aufgewachsen war. Allerdings ist für mich jedes Überschreiten einer Landesgrenze bis heute mit einem beklemmenden Gefühl begleitet, das auf die Situation im Krieg zurückzuführen ist.

Ich wurde erst 1953 Schweizer Bürger. Meine Kindheit habe ich somit als Asylantenkind verbracht. Es gab nur eine Familie mit der wir befreundet waren. In der Schule hatte ich kaum Kontakte. Natürlich war meine Emigrationszeit nicht ohne Ängste. Ich hatte oft Bauchschmerzen oder Angina und war von der Furcht begleitet, meine Eltern könnten plötzlich verschwunden sein. Nebst der Unterstützung durch meine Eltern half mir unter anderem das Puppentheater, für welches meine Eltern die Figuren und Kulissen herstellten und die Geschichten schrieben und mit dem wir kleine Vorstellungen gaben. Mit diesem

Puppentheater konnten Ängste und Aggressionen gespielt und dabei bewältigt werden. Auch bestimmte Erzählungen spielten eine wichtige Rolle, darunter eine Art Horrorgeschichten, die aber immer ein Happy end hatten, die mir mein Onkel Ernst erzählte. Rübzahl, ein traditioneller gutmütiger Berggeist aus dem südostdeutschen Gebirge, von dem ich ein Geschichtenbuch besass, spielte auch eine wichtige Rolle. Diese Welt des Imaginären, zu der Puppentheater und Mythen gehören, habe ich später bei den Oboen wieder angetroffen. Nicht nur begleiten Oboen das Puppentheater in Asien, das dort noch als Abbild der Götterwelt verstanden wird, sondern es gibt auch eine Abbildung einer Handpuppentheaterbühne aus Paris Ende des 19. /Anfang des 20 Jahrhunderts, auf dem die Oboe als Emblem aufgemalt ist. Überhaupt spielen Oboen als Symbole eine vielseitige Rolle. Picasso hat zahlreiche Zeichnungen und Bilder mit Doppeloboen gemalt.

Von meiner Primarschulzeit habe ich die letzten drei Jahre in einer Schule verbracht in welcher nach der Pädagogik Rudolf Steiners unterrichtet wurde, wobei auf musische Fächer, auf Handwerk, Malerei und Eurythmie grosser Wert gelegt wurde. Meine damalige Lehrerin für romanische Sprachen organisierte mit uns Schülern in der 8. Klasse eine Reise nach Neapel und Pompeji, zu den griechischen Tempeln von Paestum und auf die Insel Ischia. Mit Zelten reisten wir im Nachkriegsitalien als Jugendliche und fast ohne Geld. Damals erhielt ich prägende Einflüsse für mein Interesse an der Antike, in der ja die Oboen – die Auloi – sowohl im alten Griechenland, wie im römischen Reich, wo sie Tibiae hiessen, und bei den Etruskern, wo ihr Name Sibulo war, eine zentrale Rolle spielten. Auloi, Tibiae und Sibulo waren die Instrumente der religiösen Zeremonie, der staatlichen Rituale, des Militärs, aber auch der Tänze und der fröhlichen Feste mit den Hetären. Sie gehörten zum Umfeld von Dionysos und Bacchus, dem Gott des Weines, des Theaters und der Musik. Bei fröhlichen Festen wurden Aulos und Tibia von Frauen gespielt und die syrischen Pfeiferinnen in Rom, die gleichzeitig Musikantinnen und Prostituierte waren, waren ebenso berühmt wie das staatliche Kollegium der Pfeifer (Sonneurs), das für alle staatlichen und religiösen Zeremonien unentbehrlich war. Als es in Rom streikte, weil man seine Gratismahlzeiten streichen wollte, wanderten es in einen Nachbarort aus, und konnte nur dadurch zurückgeholt werden, dass man für alle ein Trinkgelage veranstaltete und die Musiker betrunken nach Rom zurückschaffte, wo sie auch wieder ihre Gratisessen erhielten.

Mit den Römern wurden die Oboen im ganzen römischen Reich verbreitet und kamen, wenn nicht schon mit griechischen Seefahrern, spätestens mit ihnen auf die iberische Halbinsel und in die französischen Mittelmeergebiete. Die Wurzeln der heutigen Oboenmusik gehen überall, wo es griechische und römische Kolonien gab, auf die Antike zurück, auch nördlich der Alpen; so wurde beispielsweise in Köln ein Mosaik mit Aulosmusikern ausgegraben. Im frühen Mittelalter waren für die Verbreitung die Troubadours und später bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert vor allem italienische Pifferari als wandernde Musikanten im Norden unterwegs. In vielen nordischen Ländern wurde die Oboe heimisch. Im Zentrum der Hauptstadt der Schweiz, in Bern, steht ein schöner Brunnen mit einem Dudelsackspieler, auf dessen Schultern ein Oboenmusiker sitzt.

Aber kehren wir auf meinen Lebensweg zurück. Ich lernte als Kind zwar Blockflöte, galt aber als unmusikalisch. Als Jugendlicher erkrankte ich an einer schweren Wachstumsstörung des Hüftgelenkes, aus der dann später Arthrosen entstanden, sodass ich erst wieder schmerzfrei gehen kann, seit ich vor drei Jahren Hüftgelenksprothesen erhielt. In der Krankheitszeit bereitete mich meine Mutter auf das Gymnasium vor. Ich studierte in Zürich Medizin, da ich schon seit meiner Kindheit Arzt werden wollte, und bildete mich in Zürich, in Sheffield und in Leiden (NL) zum Kinderarzt aus. In Leiden konnte ich in einer Klinik arbeiten, in der schon damals, in den späten 50er Jahren, neben den körperlichen auch die sozialen und seelischen Umstände jeder Krankheit berücksichtigt wurden. In Sheffield lernte ich die genaue Beobachtung und Diagnostik der kindlichen Entwicklung. Während meiner Ausbildung zum Kinderarzt studierte und fotografierte ich die Mimik des Säuglings und machte Tonbandaufnahmen der Sprachäusserungen im ersten Lebensjahr. Daraus entstand mein Buch über die Sprache des Säuglings. Den Anstoss dazu gab vermutlich das Erlebnis des rätselhaften frühen Todes meiner Schwester im Säuglingsalter. Die Lautäusserungen des Säuglings, d.h. die „Sprache“ des Menschen bevor er als Kleinkind sprechen lernt, sind musikalische Phänomene. Alle Gefühle werden ja auch in der späteren Sprache, die aus Worten und Sätzen besteht, über den musikalischen Klang ausgedrückt. Es ist die Musik der Sprache, welche die Gefühle übermittelt. Umgekehrt ist Musik immer hörbar geworden Emotion. Die Instrumente, welche am meisten Emotionen hörbar machen und Emotionen auslösen, sind die Oboen. Oboisten können Trauer und Freude, Wut und Angst, Chaos und Ordnung ausdrücken und auslösen. Schon von Pythagoras ist überliefert, dass er auf der Agora einen verzweiferten Liebhaber sah, der das Haus seiner Geliebten, die in abwies, anzünden wollte. Damals wurde überall Aulos gespielt und

so spielte ein Musikant auch auf diesem Platz. Pythagoras ging nicht den Liebhaber beruhigen, sondern zum Auleten und ersuchte ihn, eine andere Melodie zu spielen, die den Liebhaber beruhigte.

Kurz nach Abschluss meiner Studien, 1960, heirateten meine erste Frau und ich. Wir hatten uns am Abschlussfest des Gymnasiums kennen gelernt. 1961 wurde unser erster Sohn geboren, der heute Kulturjournalist ist. 1964 kam der zweite Sohn zur Welt, der heute ein Hilfswerk für die Entwicklungsländer leitet und 1977 unsere Tochter, die Psychologin wurde und als Kunsttherapeutin tätig ist. Sie ist auch die Mutter unserer beider Enkel, die 4 und 1 Jahr alt sind.

Vielleicht war es meine schmerzhafte Hüfte, die mich anfangs der 60er Jahre in der Kinderklinik dazu veranlasste, mich speziell mit behinderten Kindern zu befassen, für deren Schulung und berufliche Ausbildung es damals in der Schweiz erstmals staatliche Geldmittel gab. Andere Länder, die Kriegsinvalide zu integrieren hatten, waren vorausgegangen. Aufgrund dieser Arbeit wollte ich mich auch in Kinder- und Jugendpsychiatrie auszubilden. Ich erhielt in der staatlichen Kinder- und Jugendpsychiatrie von Zürich bald leitende Funktionen, konnte die erste Tagesklinik für Kinder mit psychischen Problemen im ganzen deutschsprachigen Raum aufbauen und über 20 Jahre leiten. Mit 33 Jahren, 1968, wurde ich Privatdozent an der Universität Zürich, und von 1977 bis 2000 war ich leitender Professor für die Ausbildung in psychischen Störungen von Kindern und Jugendlichen und konnte Studierende der Medizin, der Psychologie und der Pädagogik ausbilden, Dissertationen betreuen, eigene Arbeiten durchführen und Bücher darüber veröffentlichen. Meine Auffassung von meiner Arbeit als einem humanistischen und anthropologischen Arbeitsgebiet, mein Interesse für die Information der Öffentlichkeit und einige Stellungnahmen welche die Jugend-, die Bildungs- und Gesundheitspolitik betrafen, entsprachen nicht dem Geschmack der Regierung und einiger einflussreichen Mitgliedern der Fakultät. Die Folgen davon waren ein Stillstand meiner beruflichen Karriere sowie ein sehr kleines Budget für meine Arbeit. Allerdings erwies sich dieser Stillstand als günstiger Umstand, weil dadurch Zeit und Energien frei wurden, um mich intensiv mit den Oboen der Welt zu befassen.

Die Zweite Hälfte der 70er Jahre, als ich die Tagesklinik aufzubauen hatte, war eine der schwierigsten Zeiten meines Lebens. Ich erkrankte an einer gefährlichen Krebskrankheit,

unser viertes Kind kam mit einer Nabelschnurumschlingung tot zu Welt und mein Vater starb. Unsere Ehe war in eine Krise geraten und ich trennte mich von meiner Familie.

1980 fanden meine zweite Frau Verena Nil und ich zusammen, obwohl wir beide an keine neue Partnerschaft gedacht hatten. Jetzt haben wir 25 Jahre lang eine besonders reiche und vielseitige gemeinsame Lebenserfahrung machen dürfen. Eine unserer ersten gemeinsamen Reisen führte uns nach Thessaloniki in Nordgriechenland, wo ich in einer Institution für behinderte Kinder eingeladen war. Verena traf an einer Busstation einen Musiker und sprach mit ihm. Denn er hielt etwas Längliches in der Hand, das wie ein Blasmusikinstrument aussah und sie wusste, dass ich mich für das Erlernen eines Musikinstrumentes interessierte. Es war ein Zournasspieler, ein griechischer Sonneur, der uns in die Taverne einlud, wo er spielte. Als wir am Abend das Lokal betraten, empfing er uns wie alte Freunde. Der Klang des Instrumentes packte mich, sodass wir uns erkundigten, wo ein solches zu kaufen wäre. Er verwies uns auf den nördlich von Griechenland gelegenen europäischen Teil der Türkei. Dort, in der Stadt Edirne, dem alten Adrianopolis, kauften wir einige Monate später im Bazar unsere erste Volksoboe. Der Verkäufer gab uns auch eine Davul, eine typische, enorm grosse Trommel mit. Mit diesen Instrumenten setzten wir dann unsere Reise fort, immer in der Befürchtung, man könnte uns für Musiker halten, und verlangen, dass wir aufspielten. Ich hatte jedoch vom Spielen der Oboe keine Ahnung. Erst mit Hilfe einer Nichte Verenas, die Oboistin ist, lernte ich einige Töne zu machen. Später übernahm ich von einem indischen Musiker, der im Asien-Museum in Zürich eingeladen war, eine indische Shenai, die schliesslich mein Instrument wurde, auf dem ich improvisierte. Während über zwanzig Jahren reisten wir in unseren Ferien in Länder, wo es Volksoboebauern gab und trafen dort Musiker und Instrumentenbauer. Die Instrumente waren auf unseren Reisen aber nicht das wichtigste Ziel, sondern ein Mittel, um mit der Bevölkerung in Kontakt zu bekommen und etwas Einblick in die anderen Kulturen zu erhalten. Meistens nahm ich ein Instrument mit, das ich eintauschen konnte und wir begannen auch Instrumente zu kaufen- ohne jedoch an das Sammeln zu denken. Erst viel später, als die Instrumente fotografiert wurden und der Fotograf von einer Sammlung sprach, realisierten wir, dass tatsächlich eine umfangreiche Sammlung zusammengekommen war. In den späten 80er Jahren begann ich alles zu lesen, was ich über die Instrumente finden konnte. Ich stellte fest, dass es kein zusammenfassendes Buch gab und beschloss, selbst eines zu schreiben. Daraus wurde ein kulturgeschichtliches Manuskript von 800 Seiten und über 500 Bildern, das schliesslich nur mit Hilfe einer CD-Rom veröffentlicht werden konnte. Diese CD-ROM

konnte ich dank der Zusammenarbeit mit einem türkischen Asylanten konstruieren, Naki Erikli, der mir vom Arbeitsamt vorgeschlagen und bezahlt wurde, weil er sich in Computertechnologie ausbilden wollte. Wir wurden Freunde.

Verena und ich reisten immer gemeinsam, mit öffentlichen Verkehrsmitteln, übernachteten in den einfachsten Herbergen und frugen auf dem Markt und in den Gassen nach den Musikanten. So kamen über 40 Reisen in vier Erdteile zustande, bei denen Verena sich als Bewegungstherapeutin auch für die Vielfalt der Arten sich zu bewegen interessiert. Die meisten Reisen folgten den alten Handelsstrassen zwischen Europa und Asien, die durch die Seidenstrassen und die Routes des Hautbois zu einem gemeinsamen euroasiatischen Kontinent mit einer gemeinsamen Geschichte verbunden sind. Die spanische und portugiesische Kolonisation brachte die Oboen auch nach Mittel- und Südamerika. In Afrika breiteten sie sich entlang den Verbindungen islamischer Händler und durch Kriegszüge aus. Bei uns zuhause sammelten sich die Instrumente überall, im Keller, auf dem Estrich und unter den Betten. Meinem Freund Luc Charles Dominique, Musikethnologe und seit kurzem Professor an der Universität Nizza, der auch selbst ein Sonneur ist und den ich durch seine Schrift über die Oboen Occitaniens und durch die Ethnologin Florence Gétreau kennen lernte, ist es zu verdanken, dass die Instrumente, Tondokumente, Bücher und dazugehörige Objekte jetzt in Céret eine Heimat finden.

Um die Bedeutung der Oboen-Instrumenten zu verstehen braucht es noch zwei grundsätzliche Erklärungen. Verena hat sich als Bewegungstherapeutin intensiv mit Musik befasst und diese in unser Leben eingebracht. Musik und Tanz sind Grundelemente ihrer Arbeit. Zudem hat sie auf unseren Reisen das unterschiedliche Bewegungsverhalten in den verschiedenen Kulturen beobachtet. Da die Musik der Oboen sehr emotional ist, Emotionen transportiert und Emotionen hervorruft, ist sie mit meinem Berufsgebiet der Psychiatrie eng verbunden, das sich ja stark mit der emotionalen Seite des Lebens befasst. Etwas übertrieben könnte man die Oboenmusik als Psychiatrie der Musik bezeichnen. Dazu kommt, dass die Musiker in vielen Ländern zu einer randständigen gesellschaftlichen Gruppe oder einer unteren Kaste gehören mit denen sich die Sozialpsychiatrie befasst. Auch hat die Oboenmusik als Heilungsritual eine wichtige Rolle gespielt, die heute in der modernen Musiktherapie eine gewisse Fortsetzung findet. Traditionelle Heilungen mit Oboenmusik gibt es aber auch heute noch z.B. in Marokko und Zanzibar. Schliesslich hat sich in den letzten Jahrzehnten in Zusammenhang mit der weltweiten Migration auch die

Ethnopsychiatrie entwickelt, welche die Zusammenhänge zwischen Traditionen, Kulturen, psychischen Störungen und unterschiedlichen Medizinformen studiert und unsere Reisen waren auch für mein Verständnis von Migrantenkindern und ihren Familien wichtig. Somit ist die Oboe auch gar nicht weit entfernt von unseren Hauptberufen.

Ein anderer für uns wichtiger Gesichtspunkt ist, dass die Oboe ein ausgeprägt dialogisches Instrument ist. Sie wurde in der traditionellen Musik immer doppelt gespielt, was sich bei der Konzertoboe im Orchester bis heute erhalten hat und ist, wie schon der Aulos der Antike, ein Doppelinstrument. Zudem spielt sie im Duo mit einer Trommel, einem Tamburin oder einem Dudelsack, selten auch mit einem Saiteninstrument. Zu dieser Doppelstruktur der Musik kommt der ausgeprägte Dialog, den die Musik mit dem Publikum führt, wie dies auch im Tanz, z.B. der Sardana, zum Ausdruck kommt. Es ist keine Musik, die man sich passiv anhört. Die traditionelle Oboenmusik führt Musikdialoge. Nun gibt es in der Philosophie des 20. Jahrhunderts die Strömung der Dialogik, oder dialogischen Philosophie. Ihr Prinzip ist, dass zu allem auch ein Gegenüber, ein Anderes gehört. Beispiele sind etwa: Seele und Körper, Phantasie und Realität, Individuum und Gemeinschaft, Kind und Erwachsener. Das eine braucht das andere, gleichzeitig und gleichwertig. Oft bestehen dabei notwendige Widersprüche, die nicht aufzulösen sind (in der Musik sind dies Dissonanzen, beim Zusammenspiel von zwei oder mehr Rohrblatteinstrumenten kleine Klangdifferenzen, so genannte „Schwebungen“, welche die Oboenmusik besonders interessant machen). Die „Dialogik“, welche an die Stelle der Dialektik tritt, an die wir alle gewöhnt sind, ist seit Beginn meiner Universitätsarbeit in den 60er Jahren die Grundlage meiner Auffassung von Psychiatrie und Therapie. Ich habe darauf meine praktische Arbeit in der Klinikkonzeption und in Therapien aufgebaut und ihre Anwendung ist auch der Kern meiner fachlichen Lehrtätigkeit und meiner Bücher.

Die traditionelle Oboe ist somit einerseits ein sehr emotionales, andererseits ein dialogisches und damit auch demokratisches Instrument. Das hatte in der Musikgeschichte Konsequenzen. Zu den ersten Abbildungen von Doppeloboen gehören Grabmalereien im alten Ägypten, aber schon ein ägyptischer Papyrus warnt davor, dass die Oboenmusik zu erotischen Abenteuern verleiten könnte. Griechen und Römer setzten für die Rituale und Zeremonien männliche Oboenmusiker ein, die Unterhaltung überliessen sie weiblichen Musikantinnen. Dionysos, in dessen Gefolge die Oboenmusik gespielt wurde, erhielt im alten Griechenland nur einen provisorischen Altar und galt als der einzige Ausländer (aus

Kleinasien) im Olymp. Plato hatte für den Aulos keinen Platz in seinem Staatskonzept. Sowohl Christentum wie Islam hielten die Oboenmusik für verführerisch und zu sinnlich, und zeitweise für heidnisch. Die Kirche nahm in der Geschichte eine zwiespältige Haltung ein. Die Oboenmusik und die Musiker wurden einerseits abgelehnt, führten aber auch Prozessionen an. In der Ikonographie gibt es wunderbare Abbildungen von Engeln mit Oboen und musizierende Hirten auf Weihnachtskrippen aber auch Oboenmusik in der Hölle und in Totentänzen. Schutzpatronin der italienischen Pifferari ist die Jungfrau Maria, vor deren Standbildern sie auf ihren Wanderungen anhielten und ehrerbietig spielten. In Neapel ziehen heute noch vor Weihnachten Oboenmusikanten durch die Stadt. In Nordguatemala wird an Ostern Oboe vor der Kirche gespielt um an die Auferstehung zu erinnern. Im Buddhismus ist sie bis heute ein zentrales Tempelinstrument in Nepal, Tibet, Indien und anderen Ländern. Fürsten und Könige haben versucht, die Musik dadurch zu kontrollieren, dass sie in ihren Dienst nahmen, sei es für Zeremonien, im Militär oder für möglichst kontrollierte und reglementierte Festanlässe. In vielen Gesellschaften leben die Musiker am Rande, zwar benötigt und für bestimmte Gelegenheiten geschätzt, aber immer auch verachtet und bisweilen verfolgt. Das wird heute noch in Indien sichtbar, wo in der Neuzeit der Shenaivirtuose Bismillah Khan und Tempelmusiker grosse Anerkennung geniessen, wo aber gleichzeitig die Volksmusiker der Oboe, z. B. in Rajasthan, einer tiefen Kaste angehören und in eigenen Ghettos leben.

Zählen wir zum Schluss einige Länder auf, in denen Volkoboen heute noch in Gebrauch sind: In Europa werden sie neben Frankreich und Spanien auch in Italien und auf dem Balkan gespielt. In der Türkei spielen sie eine grosse Rolle, vor allem bei Hochzeiten. Sie sind noch in Usbekistan, Kyrgistan, Afghanistan und Iran und Irak in Verwendung. In Afghanistan soll sie allerdings unter den Taliban verboten gewesen sein und im Iran ist sie nur zu bestimmten Gelegenheiten, beispielsweise am Neujahrsfest, erlaubt. In China gibt es ein Instrument der chinesischen Hanbevölkerung und verschiedene Formen bei den zahlreichen Ethnien, die an den Rändern Chinas leben. Vietnam und die anderen Länder Südostasiens haben noch traditionelle Oboenmusik, ebenso Sumatra und andere indonesische Inseln. Japan hat eine Oboe, die als Instrument der zeremoniellen Tradition heute sogar aus Kunststoff hergestellt wird. In Nordafrika gibt es Volksoboen in Ägypten, Tunesien, Algerien, Marokko, im Sudan, in einem kleinen Gebiet in Zentralafrika und in Tansania sowie auf der Insel Zanzibar. In Südamerika gab es früher viele Länder und Regionen mit Oboenkulturen, die sich heute auf den Norden Guatemalas und Peru beschränken.

Die Oboe ist ein Festinstrument. Sie wird in den meisten Ländern, wo die Musik noch in den Kontext von Zeremonien und Ritualen eingebunden ist, im Zusammenhang mit traditionellen Feiern verwendet. In fast allen islamischen Ländern wird sie vor allem bei Hochzeiten und Beschneidungsfesten, sowie an Neujahrsfesten oder Prozessionen von Heiligen gespielt. In buddhistischen Klöstern ist sie, wie gesagt, Tempelinstrument, ungefähr entsprechend unserem Gebrauch der Orgel. In Vietnam spielt sie heute noch Trauermelodien bei den Totenfeiern. Ferner begleitet sie Puppentheateraufführungen, wie in Vietnam und Indonesien und spielt auch in der chinesischen Oper. Bei den meisten fröhlichen Festen ist sie vor allem Tanzinstrument, das die Menschen bewegt, wie Tibia und Tiple in der Sardana.

Alle Oboeninstrumente haben einen einfachen gemeinsamen Bauplan. Es ist ein Holzrohr mit 6 oder 7 Löchern, gerade oder konisch, aus einem Stück oder aus zwei bis drei Teilen, mit oder ohne separatem Trichter, der aus dem gleichen oder einem anderen Holz oder aus Metall ist. Jede Kultur hat ihre eigene Variation. Ja von den handgemachten Instrumenten ist keines wie das andere. Der Klang wird vom Doppelrohrblatt, zwei Lamellen aus Bambus oder einem zusammengepressten Halm, erzeugt. Das Doppelrohrblatt ist die Seele des Instrumentes, welche den Atem des Musikers in Klang umsetzt. Die Konstruktion des Doppelblattes hat Ähnlichkeit mit dem Funktionieren der menschlichen Stimmbänder und es gibt kein anderes Musikinstrument, welches der menschlichen Stimme so ähnlich ist. Die Form und Grösse dieser Blätter ist weltweit sehr vielfältig, von einigen Millimetern bis zu einigen Zentimetern. Wir haben es somit einerseits mit einem weltweit gemeinsamen Bauplan zu tun und gleichzeitig mit einer unglaublichen Vielfalt und zahllosen Differenzen. Die Doppelstruktur der Vielfalt in der Einheit ist ein Abbild dessen, was Globalisierung sein kann: weltweite Gemeinsamkeit und Verbindung einerseits, aber unter Wahrung der Differenzen und der traditionellen Eigenheiten. Tradition und Globalisierung ergänzen sich im Sinne der Dialogik.

Das kulturelle Welterbe der Oboen ist vom Aussterben bedroht. Musiker in der ganzen Welt haben uns ihre Instrumente anvertraut. Mit dem Projekt von Céret kann an einem Punkt der Welt ein Zentrum entstehen, welches in der regionalen Tradition gut verankert ist, aber von Menschen aus aller Welt besucht wird und Verbindungen pflegt sowie andere Traditionen unterstützt. Céret, von dem schon in der Malerei internationale Impulse aus-

gegangen sind, hat alle Chancen und Voraussetzungen, um auch in der Musikkultur eine notwendige, bedeutende und vielseitige Aufgabe zu erfüllen.

\*Zur Übersetzung:

Globalisierung = Mondialisation, Oboen: Hautbois populaires, H. traditionnelles, H. de tradition

Für Musiker: musicien, joueur (de hautbois) oder sonneur

Literatur:

Eychenne, Emilienne: Les Portes de la Liberté. Le franchisement clandestin de la frontière espagnole dans les Pyrénées-Orientales de 1939 à 1945. Collection „le Midi et son Histoire“. Toulouse: Ed. Privat 1985 (\*)

Charles-Dominique, Luc et Laurence, Pierre: Les Hautbois Populaires. Anches doubles, enjeux multiples. Saint-Jouin-De-Milly: Ed. Modal 2002 (p.271- 281: Entretien avec Heinz Stefan Herzka sur la collection des hautbois du monde)

Herzka, Heinz Stefan; Schalmeyen der Welt. Volksoboen und Volksklarinetten. Ein CD-ROM-Buch, Basel: Schwabe 2003

Herzka, Heinz Stefan: Kinderverträglich denken und Handeln. Vorträge und Stellungnahmen in Texten und Tondokumenten. Mit einer CD-ROM. Basel: Schwabe 2005